Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 5 (1912)
Heft: 12

Artikel: Die Gesundbeterei
Autor: Ruef, W.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-406301

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Todesfurcht.

Von Fr. Wilh. Gerling (Wiesbaden).

Die Furcht vor körperlicher Vernichtung ist eine alle Wesen beherrschende Erscheinung, wenngleich sie wohl erst beim Menschen ins klare, reflektierende Bewußtsein fällt. Die Todesfurcht ist ein Teil des Selbsterhaltungstriebes, den die Natur den Wesen eingelegt hat und der sich nur da verleugnet, wo ein Instinkt sich geltend macht, welcher über den Daseinszweck des Individuums hinausragt, oder da, wo bewußte oder krankhafte Vorstellungsreihen imstande sind, diesem mächtigen Selbsterhaltungstrieb entgegen zu wirken. Das erstere findet in der Natur überall da statt, wo die Frage nach Erhaltung der Gattung in den Vordergrund tritt; das letztere ereignet sich wohl nur beim Menschen, als dem von bestimmten Ideen geleiteten Wesen.

Das Tier, welches mehr oder weniger ausschließlich unter dem Einfluß seines Trieblebens steht, kennt nur die unmittelbare Gefahr vor dem Tode; es lebt sorglos und unbekümmert in den Tag hinein. Erst beim Menschen begegnen wir jener vorausschauenden Furcht vor der Gewißheit, einmal sterben zu müssen, eine Furcht, welche erst mit der Zeit einsetzen kann, da der Intellekt soweit herangereift ist, daß er sich in Reflektionen zu verlieren vermag. Denn ein Kind lebt selbstredend lange ohne besondere Sorge und lernt erst später über das Kommende nachdenken.

So gleicht also die Todesfurcht, in ihrer Eigenschaft als Beunruhigung unserer Lebensfreude, einem Schatten, der nur als Folge unserer Denktätigkeit in unser Dasein fällt.

Aber diese höhere Denktätigkeit ist es auch, welche auf einer gewissen Stufe der Erkenntnis der Todesfurcht entgegenwirkt, indem sich der Mensch über die Bedingungen des Daseins und des Nichtdaseins Rechenschaft zu geben sucht. Nun ist der Hang am Leben so stark, daß nur wenige Menschen in der Lage sind, sich diese Beruhigung selbst zu verschaffen, da dazu schon ein größeres abstraktes Denken gehört, das eben nicht allen Menschen eigen ist. Aber es würde schließlich jeder vernünftig denkende Mensch sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß der Tod nur ein Erlöschen des Bewußtseins bedeutet, wo alles Empfinden und Denken endet, wo es kein Begehren und Wünschen mehr gibt, wo alles in und um unsher erloschen, vergessen ist, ein Zustand, der dem tiefen, traumlosen Schlafe gleicht, wenn einer solchen tröstlichen Auffassung nicht der alte Seelenglaube im Wege stände.

Der Aberglaube, daß der Mensch ein doppelseitiges Wesen sei, aus dem vergänglichen Körper und einer unvergänglichen Seele bestehend, ist durch Jahrtausende lange Betätigung so fest im Bewußtsein der Menschen eingewurzelt, daß ihn ganz zu überwinden nur Wenigen gelingt. Die Eigenliebe des Menschen, auch jenseits des Grabes noch auf eine Existenz rechnen zu können, hat soviel Verführerisches, daß mancher sich immer wieder von diese Idee einfangen läßt. Dazu kommt des weiteren, daß unser Seelenleben noch so manche Rätsel aufgibt, welche zu lösen die Wissenschaft bislang nicht in der Lage war. Es ist deshalb leicht verständlich, wenn der Glaube an die absolute Selbständigkeit der Seele im Denken der meisten Menschen stets einen neuen Rückhalt findet. Freilich sollte man sagen, daß gerade der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode das Sterbenmüssen weniger schrecklich erscheinen lasse, als der Glaube an eine dauernde Vernichtung. Das ist aber merkwürdigerweise nicht der Fall. Denn es macht sich bei diesem Gedanken die Furcht geltend, was wohl aus der Seele nach dem Tode werden möge, ein Bedenken, welches geeignet ist, die Furcht vor dem Sterben noch zu erhöhen, anstatt zu vermindern.

Demgegenüber ist noch das Bewußtsein eines vollständigen Erlöschens unseres Ich ein wirklich befreiendes. Nichts kann doch wohl tröstender, nichts befriedigender sein, als die Ueberzeugung, daß mit dem letzten Lebenshauche aller Schmerz und alle Qual auf immer für das Einzelwesen vorbei sind. Wie anders steht demgegenüber der Gedanke, auch nach dem Erdensein noch ein zweites, uns völlig unbekanntes Sein antreten zu müssen! Wie wirklich qualvoll ein solcher Gedanke ist, das hat ja die Kirche zu allen Zeiten zu würdigen verstanden, wenn sie die Furcht vor der Verletzung ihrer Gebote durch den Hinweis auf die Verantwortlichkeit jenseits des Grabes zu erhöhen suchte.

Nur derjenige, der den Glauben an ein Fortleben nach dem Tode völlig von sich abgestreift hat, wird in Ruhe dem Ableben seines Ich entgegensehen; denn für ihn endet mit dem Dasein jede Not und jede Pein. Wo aber immerhin ihn eine Unruhe angesichts des nahendes Endes beschleichen sollte, da dürfte dieselbe doch nur dem Umstande geschuldet sein, daß der Trieb, zu leben und da sein zu wollen, als ein mächtiger Instinkt sich in uns regt, dessen Einfluß auf unsere Gemütsstimmung wir nicht immer von uns abzuwehren vermögen.

Wer in dem Bewußtsein lebt, daß es sich hinsichtlich des Lebens ja überhaupt nur um eine kürzere oder längere Frist handelt bis alles vorbei ist, der wird für die gegebene Spanne des Daseins, soweit sie für ihn erträglich bleibt, ohne Selbstverkürzung ausnutzen, aber in Ruhe dem Augenblick entgegenharren, der alles das, was Sinn und Bedeutung für ihn hat, auslöschen wird, gleich einer in den Sand gezeichneten Figur, über welche ein Wirbelwind ebnend hinwegstreicht.

„Geisterfreiheit".

Die Gesundbeterei,

ihre Gemeingefährlichkeit und Aufklärung.

Von W. Ruef, Psycho.-Pädagoge.

Immer und immer wieder laufen durch die Zeitungen Nachrichten von dem unerklärbaren Treiben der Gesundbeter. Schaarenweise gehen die Leute, die mit irgend einer Krankheit belastet sind, zu ihnen um „gesund" zu werden. Man spricht von übernatürlichen Fähigkeiten die diese „Gottbegnadeten" besitzen, man sagt, daß Kranke, die schon den Totenschein nachtrugen, wieder gesund wurden. Obwohl diese Gesundbeter meistens keine Gebühr für Heilerfolg verlangen, höchstens kleine Tringelder, so verdienen sie doch immer soviel, daß sie ein schönes Einkommen haben und sich einer sichern Existenz erfreuen können. Denn wer würde heutzutage ein Handwerk, sei es dasjenige eines Schmides, eines Journalisten, eines Steinklopfers oder eines Gesundbeters vollführen, ohne dabei sein Einkommen zu haben? Gewiß niemand! Und deshalb ist es von allgemeinem

---

Die christlichen Feste,

ihr Ursprung und ihr Zusammenhang mit den Festen der antiken Völker und der Naturreligionen.

Von Fritz C. Koehler, Genf.

(Fortsetzung.)

Das Pfingstfest welches nachweislich erst seit dem vierten Jahrhundert gefeiert wird, ist entstanden aus dem jüdischen Wochenfest, welches ursprünglich den Abschluß der Getreideernte bedeutete. Wir dürfen hierbei nicht vergessen, daß diese in Palästina auf einen andern Zeitpunkt fiel als bei uns.

Aber im ganzen nordwestlichen Europa wurden seit uralten Zeiten die Maifeste zur Feier des neuerwachten Lebens in der Natur fröhlich begangen. Die Sonne gibt zum Beweise ihrer Auferstehung die sichtbarsten Zeichen. Ueberall knospt und treibt es; man meint, die Erde gäre, so sprudelt sie über von Schaffenskraft unter den warmen Strahlen des wiedererstandenen Tagesgestirns. Wie kann es uns da wundern, wenn sich die Kirche auch dieses Jahresabschnitts bemächtigt hat, um eines ihrer mystischen Feste zu plazieren. Einem Unbefangenen freilich kann der Zusammenhang der Pfingstlegende mit dem Erwachen der Natur nicht zweifelhaft sein. Der Sonnenheros Jesus ist nach Nacht und Kampf zum Siege gelangt; er schwingt sich auf zum Himmel, um dann den Getreuen auf Erden, oder besser der irdischen Natur die Beweise seiner wiedererworbenen Macht und Herrlichkeit zu geben.

Nachdem ich u. a., in dem Gesagten einen Ueberblick über den Zusammenhang der drei höchsten christlichen Feste, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, mit den Festen der Natur und antiken Religionen gegeben habe, will ich einen kurzen Rückblick auf die Entwicklung der Religionen und die Rolle des Priesters bei dieser Entwicklung tun, da dies für das Verständnis der Entstehung der Festtage zweiter Ordnung notwendig ist.

Studieren wir den Ursprung der Kulte aller Völker, so finden wir stets zu Anfang die aus der Beobachtung der Natur hervorgegangene Verehrung der Sonne als einer Licht und Wärme spendenden Gottheit, von deren Wohlwollen alles Leben auf der Erde abhängt. Eine derartige einfache Naturreligion war durchaus naturgemäß und begreiflich zu einer Zeit, als die Menschheit noch in den Kinderschuhen steckte. Mit der fortschreitenden Entwicklung machte sich aber das Bedürfnis nach weiterer Erkenntnis fühlbar, und hier war es die Priesterschaft, die sich zur angeblichen Befriedigung dieses Bedürfnisses vordrängte, wobei sie vor allem ihren Vorteil nicht vergaß, indem sie sich zwischen die Gottheit und die Menschen plazierte, Scheidewand und Vermittlung zugleich, je nachdem es ihre Hab- und Herrschsucht erheischte.

Schon in den frühesten Zeiten gab es geriebene Köpfe, die begriffen hatten, daß der Hang des Menschen zum Geheimnisvollen und Uebernatürlichen sich vortrefflich ausbeuten lasse. Nach dem alten Erfahrungssatze „Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus!" schlossen sich bald alle Anhänger der gleichen pfiffigen Idee zu einer Clique zusammen, die unter Zuhülfenahme von Drohungen, Schmeicheleien und jenen zum Teil recht niedlichen Taschenspielerkunststücken, die der Gläubige „Wunder" nennt und die ihre Wirkung auf das wundersüchtige Volk nie verfehlten, bald ein grau dunkles aber lukratives Gewerbe einrichtete und fernerhin dem Menschen zugemessen hat, was er zu glauben habe.

Die erste Grundbedingung für einen flotten Geschäftsbetrieb war die Einrichtung einer wohlassortierten Mythologie, die den schlichten Verstand des einfachen Mannes verwirren und ihn der Kompetenz des Priesters unterstellen mußte.

Die Naturkräfte wurden personifiziert; ganze lange Geschichten wurden erfunden über ihre freund- und verwandtschaftlichen Verhältnisse, ihr Lieben und Hassen, ihre kleinen Abenteuer und Intriguen. Denn auch die letzteren mußten die Gottheiten haben, um den Menschen einigermaßen verständlich zu sein. So trägt jede Religion den Stempel der Zeit und Umgebung an sich, in der sie entstand.

Der Maniton, der große Geist der nordamerikanischen Indianer, der Wodan oder Odin der nordischen Völker sind anders geartet als der Brahma der Inder und der Re oder Ammon der alten Aegypter, und wir können uns wohl schwer den finstern strengen Jehovah der Juden nach Art der Götter des heitern Griechenlands, die zu Zeiten in ein homerisches Gelächter ausbrachen, vorstellen.

Jede Priesterclique hatte bald herausgefunden, in welcher

Interesse einmal psychologisch klar zu legen, wie die Heilungen zustande kommen, und wie es kommt, daß immer neue Anhänger, Gläubiger geworben werden und geworben werden können.

Frau Müller leidet an Nervenzuckungen, die Diagnose der zahlreich konsultierten Aerzte lautet auf Hysterie und angeblich kann ihr kein Arzt helfen. Diese fixe Idee ist bei den bedauernswerten Hysterischen häufig. Da aber das Verlangen nach Heilung in jedem Menschen sich betätigt, der Arzt aber infolge der fixen Idee nicht in betracht kommt, so muß die Heilung durch irgend jemand, nur durch keinen Arzt, vollzogen werden. Das kann z. B. ein Schäfer, eine Zigeunerin, Magnetiseur sein, der irgend etwas mit der Kranken vornimmt, die den Gedanken, den Glauben, die Vorstellung oder die Autosuggestion hat: Was jetzt mit mir gemacht wird, das hilft! Diese Autosuggestion (Selbstgedanke) kann so heftig wirken, daß wirklich eine Heilung oft auch nur eine Besserung eintritt. Unsere Aerzte kennen diese Art Heilung, wissen auch, daß nur psychische (seelische) Leiden, aber niemals organische Leiden auf diese Weise zu heilen sind, und kennen auch das Naturgesetz, nach welchem sich eigentlich die Heilung vollzieht, nämlich: Jede in unserm Organismus erwartete Wirkung hat die Neigung einzutreten. Unsere Aerzte wenden diese seelische Heilweise, die Psychotherapie ebenfalls an. Sie wird seit Jahren auf den Universitäten gelehrt.

Es kommt bei dieser Heilweise hauptsächlich auf das eigene Vertrauen der Kranken zur heilenden Person an, so daß durch eigene psychische Leistung das Gehirn sich selbsttätig kuriert. Frau Müller ist aber nicht abergläubisch. Sie traut keinem Schäfer noch Zigeuner; so ganz heimlich fürchtet sie auch den Spott ihrer spitzzünglichen und redeflußreichen lieben Freundinnen. — Der Geistliche besucht in seinem Berufe auch die schon so lange kranke Frau Müller und tröstet sie mit Gottes Wort, legt auch die Hoffnung in die Kranke, daß es in Gottes Hand stünde, daß sie von ihrem Leiden errettet würde. — Da kommt eine Gesundbeterin ins Haus, die zunächst dasselbe sagt, wie der Geistliche, hiermit das zur Heilung notwendige Vertrauen weckt und nun, vereint mit der Kranken, darauf los betet, als ob dieses ein unfehlbares Verfahren sei, den lieben Herrgott zu zwingen, Frau Müller wieder gesund zu machen. Alle Vorbedingungen zur psychischen Heilung sind zufällig erfüllt, die Autosuggestion: Dadurch werde ich gesund! — erfüllt das kranke Gehirn, — und siehe da — anscheinend eine „Wunderheilung" ist zufällig erfolgt!

Alle Kranken haben mehr oder weniger das Bedürfnis, ihren kranken Zustand allen Freunden, Bekannten, ja sogar Freunden, mit denen sie zufällig ins Gespräch kommen, möglichst eingehend zu schildern. Eine notwendige Folge davon ist, daß nach der Heilung jeder Mensch ebenfalls alle Begleitumstände der Heilung erfahren muß, und die „Massensuggestion" im Volke beginnt, schwillt wie eine Lawine an und hat auch die verheerende Wirkung der Lawine. Der Gedanke: Durch Gesundbeten ist Frau Müller gesund geworden, die Meyer, Schulze, Lehmann auch — folglich hilft es auch bei meinem Krebsleiden, bei den Masern der Kinder — ein Arzt ist nun mehr überflüssig! Und das ist das Gemeingefährliche der modernen Kurpfuscherei, des Gesundbetens, daß organische Erkrankungen verschleppt werden, daß Erkrankte, die noch zu retten waren, durch die Verzögerung oft unrettbar verloren sind. Wie einen Taumel kann es den religiösen Menschen erfassen: Gott vollziehe angeblich neue wahrnehmbare Wunden! — und wenn auch die Geistlichkeit dagegen eifert, wenn der Arzt davor warnt, es hilft oft nicht; die Lawine donnert alles verheerend zu Tal!

Deshalb baue man einen Schutzwald, der die Lawine aufhält, der die verheerende Wirkung der Massensuggestion zerteilt und unschädlich macht. Und dieser Schutzwald ist: „Aufklärung eines jeden, wie dergleichen Heilungen zustande kommen.

Die Infame.

Der Kampf Friedrichs des Großen von Preußen, wie der Voltaires gilt „der Infamen". Wohlwollende Schriftsteller haben behauptet, daß „diese Infame" lediglich la superstition, der Aberglaube, sei. Aber nein, es ist die christliche Kirche, ja die christliche Religion. Friedrich schreibt ausdrücklich am 10. Februar 1777: „Die Philosophen hatten es gut bei den Griechen und den Römern, weil die Religion der Heiden keine Dogmen besaß; aber die Dogmen „der Infamen" (im Singular!) verderben alles." Ist das nicht deutlich?

Ultramontanische Kritik über die neue Freidenkerkarte.*)

Zu den mit großem Beifall aufgenommenen internationalen Freidenkerkarten erheitert uns ein ultramontanes Blatt durch folgende Erläuterung des Bildes:

„Uns scheint, daß das Bild sehr glücklich abgefaßt ist und in seinen 5 Symbolen den echten und rechten Geist des internationalen Freidenkertums wiederspiegelt. 1. Da sehen wir zuerst vorne in der Mitte den Totenkopf. Ja „Tod" ist das Feldgeschrei der Freidenker. Tod allem Uebernatürlichen, Tod aller Jenseitshoffnung, Tod aller göttlichen Autorität! Auf dem Kongreß zu Rom (1904) wurde folgende Resolution angenommen: „Da der freie Gedanke keiner Autorität das Recht zuerkennen kann, sich der menschlichen Vernunft entgegen- oder gar überzustellen, verlangt er, daß seine Anhänger nicht bloß jeden aufgedrängten Glauben, sondern jede Autorität, die Glaubenssätze aufzudrängen sich anmaßt, abgeworfen haben, sei es, daß diese Autorität sich auf eine Offenbarung, auf Wunder, auf Ueberlieferungen, auf die Unfehlbarkeit eines Menschen oder eines Buches stütze".

Also, Tod der Kirche, Tod der Offenbarung, Tod dem Wunder, dem Papsttum, der hl. Schrift, Tod jeder religiösen Autorität! Das Freidenkertum erkennt keinen Gott über sich an. Da es aber ohne Gott überhaupt keine legitime Autorität geben kann, so endigt folgerichtig das Freidenkertum unfehlbar bei dem Schlachtrufe „Tod jeder Autorität!" Das ist aber die Anarchie und der Tod der Menschheit.

2. Zur Rechten des Totenkopfes zischelt eine hochaufgerichtete Schlange, die ihr Gift verspritzen möchte.

*) Anläßlich des XVI. internationalen Freidenkerkongreß in München 1912 auch als Plakat veröffentlicht.

Weise sie ihrem Volk die frommen Sitten am besten zu schlucken geben konnte.

Aber wo Leistung ist, muß auch Gegenleistung sein, und selbst dem dummen Volke kann zu Zeiten die Geduld ausgehen. Daher wurden Feste erfunden, an denen das Volk sich austoben konnte, und die zugleich ad majorem dei gloriam dienten, ein stärkendes Schlammbad für die Vertreterschaft der Gottheit auf Erden.

In schlauer Berechnung wurden diese Feste der persönlichen Gottheiten tunlichst auf die alten heiligen Tage des Volkes verlegt, an denen das segensreiche Walten der Naturkräfte zu verehren pflegte.

So verschmolz allmählich Naturdienst, Dämonen- und Geisterglaube mit Heiligenkult und frommem Wahn, und der Priester, ob er weiß oder schwarz, gelb, purpurn oder violet gekleidet war, verfehlte nie, auf seine Stellung und Macht als Repräsentant der Gottheit hinzuweisen und die Gegner und Feinde seiner ehrgeizigen und habgierigen Pläne mit seinem Bannfluch niederzustrecken.

Daß Opfer und Spenden an solchen Tagen, an welchen der mystische Pomp des Kultus, das geheimnisvolle Dämmerlicht des Tempels und der Weihrauchdunst das Volk über das Alltägliche, aber auch über die ewigen Gesetze seiner Vernunft hinweghob, reichlich fließen mußten, ist selbstverständlich; wo ist auch heute noch der Priester, der umsonst den Vermittler zwischen dem von ihm gepredigten Gotte und der von ihm geleiteten und geschorenen Heerde spieten möchte?!

Und welch' herrliche Unterlagen haben vor allem die christlichen Priester den von ihnen erfundenen und eingerichteten Festen gegeben!

Zunächst die Geburt ihres Jesus, des Weltheilandes, des Gottes- und Menschensohnes, dessen Werden dem Manne seiner Mutter eine unangenehme Ueberraschung bereitete, der später die Achtung vor seinen Eltern sehr als „partie négligeable" behandelte, und sich zu keinem ehrbaren Handwerk entschließen konnte. Dann derselbe Jesus, der frühreif und arbeitsscheu seinen Eltern davonläuft und sich mit den Haarspaltern des Tempels herumschlägt; dem die Legenden und Verheißungen eines Messias in den Kopf gestiegen sind, der das alte jüdische Reich in seiner Herrlichkeit wieder aufrichten möchte und Anhänger werbend im Lande umherirrt, bis sich die Herren desselben, die Römer, seiner Person bemächtigen. Vor der gesetzlichen Obrigkeit, der Gehorsam zu sein er doch selbst gelehrt, hüllt er sich im Schweigen oder gibt mystische oder ausweichende Antworten, bis selbst seinem langmütigen Richter die Geduld ausgeht und er auf das Drängen der hierarchischen Oberhäupter des Volkes das Todesurteil über ihn ausspricht.

In der Todesstunde leidet aber sein Selbstvertrauen, sein Glaube an seine Mission und der Wahn, der verheißene Messias zu sein, Schiffbruch; in qualvoller Verzweiflung entringt es sich seinen Lippen: „Mein Gott, Mein Gott, warum hast Du mich verlassen!"

So zeigt sich uns die Idealgestalt der Kirche, wenn wir sie ihres übernatürlichen Beiwerks entkleiden, und durch die Anrede, mit der die Kirche sie umgibt, gewinnt sie nicht. Den Menschen, den Idealisten, der für seine Idee in den Tod geht, kann ich bewundern; den Gottessohn, der drei unangenehme Tage des Leidens und der Entbehrung durchmacht, niemals! Diese Apologie des sogen. Opfertodes eines Messias, der wußte, daß er nach drei Tagen wieder auferstehen würde, um herrlicher denn zuvor zur Rechten seines Vaters im Himmel zu tronen, ist nur immer unverständlich gewesen.

Es liegt mir fern, den Märtyrern der ersten Zeit der Kirche meine Anerkennung versagen zu wollen, und ich finde es menschlich und berechtigt, daß man deren Todestage jedes Jahr in feierlich ernster Weise beging und sich an ihrem hohen Mut ein Beispiel nahm. Es bedurfte nicht der lächerlichen Beatifikation und Sanktifikation der Kirche, die aus vielen dieser Gedächtnistage einen Jahrmarktströdel machte, um die Erinnerung an ihre Treue an der Idee, an ihrem Glauben bei den einfach und innerlich angelegten Naturen wachzuhalten.

In dem Maße aber wie die Pfafferei zunahm, nahmen die Einfachheit und Würde der altchristlichen Gebräuche ab. Man erbaute Kirchen auf den Gräbern der Märtyrer, stellte ihre Reliquien zur Verehrung aus und ernannte sie schließlich zu Fürsprechern bei Gott, trotz der Einsprache einzelner und darum verketzerter Männer, wie Jovinianus und Vigilantius.

Im 4. Jahrhundert war die Zahl der Märtyrer bereits so groß, daß man, da alle Tage des Jahres schon besetzt waren, ein Fest aller Märtyrer einführte, welches die griechische Kirche noch jetzt am Sonntag nach Pfingsten,